



Der Mörder.

Von Marien Cumberland.

Die Geschichte hat sich in einer kleinen Stadt am Rhein zugetragen — vor recht langer Zeit. Die Zeit ist nämlich wichtig für das, was man die „Atmosphäre“ der Geschichte nennen würde; und doch könnte sie auch heute noch passieren, obgleich es merkwürdig ist, daß so etwas überhaupt geschehen kann.

Ich war jung und hatte wenig Geld. Hin und wieder verkaufte ich eines meiner Bilder, aber der Erlös hielt mich immer gerade ein paar Tage über Wasser.

Am dem Abend, an dem meine Geschichte beginnt, hatte ich ein Bild verkauft. Das feierte ich mit einigen Freunden, Maler wie ich, jung wie ich. Wir tranken viel, aber nicht so viel, daß wir richtig betrunken gewesen wären; immerhin konnte man merken, daß wir etwas jubelnd des Guten getan hatten. Die Folge davon war, daß ich, als ich in mein Atelier unter dem Dachboden zurückkam, nicht einschlafen konnte. Es war eine schöne Nacht. Ich warf mich in der Dunkelheit von einer Seite auf die andere. Ich zählte mehrere Male bis hundert; ich tat alles Mögliche, um einzuschlafen; aber es gelang mir nicht. Und als ich so in der Hitze und Stille dalag, formte sich in mir allmählich ein merkwürdiges Bild.

Es war nicht nur merkwürdig — es war grauenvoll. Aber ich war wie besessen davon! Es zwang mich anzusehen. Ich mußte die Mergen anzublicken, Leinwand auf die Staffelei spannen und nach Zeichenstoffe fragen.

Ich tat alles wie im Traum und entwarf in groben Zügen die Umrisse einer Frauengestalt; es war eine alte Frau, die im Stad unter mir wohnte. Ich sah sie daliegen, wie ein Bündel zusammengekrümmt in ihren schabigen, schwarzen Kleidern. Sie lag da, mit durchschüttelter Kehle; die Gestalt des Mannes, der sie soeben getötet hatte, stand noch über sie gebeugt, ein langes Messer in der Hand.

Mein erschrockenes Bild. Die Idee entsetzte mich, und doch fühlte ich einen Zwang, diesen Vorgang zu malen. Jemand etwas trieb nicht dazu. Natürlich hatte ich eine Menge gerunten, aber ich arbeitete mühselos und spürte, daß es ein gutes Bild werden würde. Schauerlich, aber gewaltig. Ich zeichnete die arme Alte, genau so, wie ich sie vor mir sah. Ich klitzerte den Mörder fröhlich, wie er mit dem Messer in der Hand über sie gebeugt dastand. Und dann begann ich plötzlich müde zu werden.

Es muß etwa zwei oder drei Uhr früh gewesen sein. Meine Kraft begann zu erlahmen, die Inspiration verblaßte. Die Gestalt des Mannes blieb nur schwach angedeutet. Sein Gesicht verwißelte sich in meiner Vorstellung. Ich gähnte. Ich war plötzlich zum Umfallen müde und ging zu Bett. Diesmal brauchte ich nicht bis hundert zu zählen. Ich muß in wenigen Sekunden in tiefen Schlaf gefallen sein. Als ich durch wiederholtes starkes Klopfen an meiner Tür aufgeweckt wurde, fiel bereits heller Sonnenschein in meine Dachkammer. Ich stand auf, schlüpfte in den Schlafrock und öffnete. Ich war sehr überrascht, den Polizeikommissär des Reviers vor mir zu sehen. Er war in Begleitung zweier Polizisten.

„Guten Morgen“, sagte der Kommissär. Er und die beiden Polizisten larmten mich gut. In einer kleinen Stadt kennt ja einer den anderen.

„Guten Morgen“, sagte ich lächelnd.

Als ich weiter redete, lächelte der Kommissär auch, aber noch bevor ich meinen Satz beendet hatte, sah ich, wie sich sein Gesichtsausdruck veränderte. Er blickte über meine Schultern hinweg auf irgend etwas im Zimmer. Ich sah seine Augen merkwürdig aufblitzen; sein Mund wurde hart. Ohne ein Wort zu äußern, schob er sich an mir vorbei und seine Leute mit ihm. Er blieb vor der Staffelei stehen.

„Wann haben Sie dieses hübsche Bild gemacht?“

„Heute noch“, sagte ich. „Ich weiß nicht, wie ich...“ Weiter kam ich nicht, denn der Kommissär gab seinen Leuten ein Zeichen und im selben Augenblick hatten sie mir Handfesseln angelegt.

„Ich muß Sie auf die Wache mitnehmen“, sagte der Kommissär ernst. „Frau Schöngell ist heute nacht ermordet worden. Wir haben sie soeben gefunden, mit durchschüttelter Kehle, genau so wie hier...“

Er deutete auf meine Zeichnung.

Mein Gesicht drückte Bestürzung aus. Schweiß trat auf meine Stirn. Ich glaube, ich sah wie ein richtiger Mörder aus. Einer der Polizisten holte einen Wagen, der andere packte meine Kleider in ein Bündel. Sie brachten mich direkt ins Gefängnis, mit Handfesseln und im Schlafrock.

Ich nahm mir einen Anwalt und ich glaube, es gelang mir, ihr von der Wahrheit meiner Geschichte zu überzeugen; nicht etwa

durch die leidenschaftliche Erklärung meiner Unschuld; dazu war ich viel zu benommen. Nein, ich glaube, daß gerade meine Apathie und Gleichgültigkeit einen günstigen Eindruck machten. Ich rechnete gar nicht damit, daß man mir glauben würde, und die Art, wie ich meine schreckliche Lage trug, sprach sich unter den führenden Leuten der Stadt herum.

Es sah aber trotzdem recht bedenklich für mich aus. Das Bild wurde bei der Verhandlung vorgezeigt; und natürlich sagte jeder: „Wie konnte er das Bild gemalt haben, wenn er nicht selbst der Mörder wäre?“

Mein Anwalt tat mir eigentlich leid. Er war noch jung und wollte sich durch ein gutes Plädoyer einen Namen machen. Aber in meinem Fall kämpfte er gegen unüberwindliche Schwierigkeiten. Es war ein aussichtsloser Kampf.

Ich begann mich selbst zu bemitleiden. Schließlich war ich noch jung, kräftig und gesund. Und ehrgeizig.

Und da war noch ein Mädchen. Ich habe ihren Namen vergessen, aber ich weiß noch, daß sie blaue Augen hatte, helles, goldschimmerndes Haar und Sommerprossen. Damals hielt ich sie für das entzückendste Weibchen auf der Welt.

Ich war sehr jung, wie ich ja schon sagte. Ich hatte gedacht, daß sie an mich glauben würde, auch wenn alle anderen mich für einen Mörder hielten. Hatte sie nicht mein tiefstes Inneres gekannt, so wie keiner mich je gekannt hatte? Ja, ich war sehr jung! Das Mädchen hielt natürlich zu seinen Eltern und teilte die allgemeine Meinung. Das würde jedes andere junge Ding auch so gemacht haben. Damals brach mir darüber fast das Herz. Später wollte sie wohl... aber später zog ich für immer aus der Stadt fort.

Aber, um wieder zu meiner Geschichte zu kommen: der Prozeß fand statt und ging natürlich zu meinen Ungunsten aus.

Mein Anwalt brachte immer wieder vor: Warum sollte jemand eine Frau ermorden und dann ein Bild von ihr zeichnen, das, wenn es entdeckt würde, ihn aufs Schafot bringen würde? Aber er hatte keinen Erfolg damit. Der Staatsanwalt fand, daß ich genug gerunten hatte, um eine strapelloze Tat zu begehen. Man sprach von den „krankhaften Zuständen bei dem genialen Mördertypus“. Man malte aus,

Laß dir nicht den Kopf verdrehen!

Laß dir nicht den Kopf, Profet,
Und den Sinn verdreh'n!
Haßt ja Augen, lerne seh'n,
Wie es auf der Welt zugeht!

Laß dich nicht durch Spiegeleien,
Die den Dingen Glanz verleihen,
Führen in die Welt des Scheins!
Sollst nicht auf die andern hören,
Die mit Phrasen dich betören —
Ihr Ziel ist nicht immer deins!

Grade vorwärts sollst du schauen!
Rückwärts liegt des Krieges Granen,
Zeitwärts Elend — Damm der Not,
Der den Blick zu hemmen droht ...

Nur die Zukunft kann dir bringen,
Was du wild und heiß erstrebst!
Du mußt um sie kämpfen, ringen,
Und (in denen du noch lebst)
Dich befreien von den Schlingen.

Tod und Teufel, Not und Sorgen
Mußt du stark und groß bezwingen,
Dann wird dir der lichte Morgen
Freiheit, Glück und Frieden bringen!
Hans Haidenbauer.

stände, die der alten Mutter Schizgell gehört hatten, ausgrub; er hatte sie am Flußufer versteckt gehabt. Als man ihn festnahm, gestand er, der Mörder zu sein.

Ich wurde natürlich sofort aus dem Ge-

fängnis entlassen. Meine Mitbürger hatten das Verlangen, einen Heiden aus mir zu machen. Ich aber verließ die Stadt drei Stunden nach meiner Freilassung und bin nie wieder dorthin zurückgekehrt.

Chinesisches Heilverfahren.

Von Aleo C. Vilus.

Durch die Ereignisse in Shanghai ist „das Land der Mitte“ wieder in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückt. Für den Europäer sind Land und Leute immer noch ein Rätsel, das unlösbar und unverständlich zu sein scheint, denn trotz allem Fortschritt von Kultur und Technik hat das dunkle Treiben raubgieriger Seeräuber an der chinesischen Küste und auf den Flüssen heute noch kein Ende gefunden. Der amerikanische Reporter Vilus zog daher aus, um das Leben chinesischer Piraten kennenzulernen. Es gelang ihm, an den „kriegerischen Unternehmungen“ teilzunehmen. Seinem soeben bei der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart erscheinenden Buch „Ich segle mit chinesischen Piraten“ (RM. 4.80) ist der folgende Bericht entnommen.

Wong To Ping versprach, einen chinesischen Arzt zu schicken, der sich Wengs Fuß ansehen sollte. Er war sehr angeekelt, und manche Anzeichen ließen mich eine Blutvergiftung befürchten. Weng klagte über Fieber. Ich riet ihm, sich nicht mit dem eingeborenen Heilkünstler einzulassen, der ihn wahrscheinlich mit gemahlten Drachenzähnen und Affenklauen füttern werde, aber Weng hatte volles Vertrauen zu seinen Fähigkeiten.

Am Spätnachmittag besuchte uns ein alter Mann. In seinen schmutzigen Lumpen befanden sich wirklich getrocknete Affenhände und Schlangenspulver, außerdem eine Salbe aus Katerlaken und Käfern.

Ich räumte das Feld.

Der arme Weng war in schlechter Verfassung. Wenn sein Fuß nicht richtig behandelt wurde, mußte er damit rechnen, ihn zu verlieren. Ich ging auf den Hof und setzte mich auf die Stufen, die zu der Veranda führten. In einem nahen Zimmer spielten vier Chinesen — vermutlich Wong To Pings Nummer-Eins-Männer Mah-Jong, ein chinesisches Spiel, bei dem im Gegensatz zu vielen andern Ruhe und Ernst herrscht. Es ging um hohen Einsatz; jeder Spieler hob seine Steine mit einem Ausdruck, als ob von einer Glücksnummer sein Leben abhinge.

Vor mir kroch ein Tausendfüßler gemächlich über den Weg — ein schönes Insekt mit schwarzglänzendem Körper und roten Füßen. Ein anderer krabbelte von der entgegengesetzten Seite herbei. Als sie sich begegneten, gab es einen minutenlangen schrecklichen Kampf.

Jemand näherte sich mir von hinten. Die letzten Wochen hatten mich etwas nervös gemacht. Schritte im Dunkeln, Flüsterstimmen und die Gesellschaft von Piraten, berufsmäßigen Räubern und Mördern, waren nicht gerade Beruhigungsmittel gewesen.

Diesmal war es nur ein Diener, der mir Pantoffeln brachte. Wie wohl sie den Füßen taten! Er holte auch eine Hofe und eine Seidenjade, die ich Wong To Ping niemals zurückzuerstatten gedachte. Sie war ein wahres Prunkstück — schwarz mit einem eingewebten Blumenmuster.

Nur eins vermigte ich: ein gutes heißes Bad. Und auch diese Wohlthat wurde meinem Körper zuteil. Ich verlangte heißes Wasser,

Handtücher und ein Stück Seife und begab mich zum Hinterhof. Die Piraten verstanden nicht, was ich mit Seife meinte. Wahrscheinlich hatten sie nie welche benutzt. Aber das Wasser war heiß. Ohne Scham zu empfinden, stand ich im Adamskostüm und rieb meine Haut mit nassen heißen Tüchern, bis ich glänzte wie ein gefochter Krebs.

Erst dann hörte ich ein Nichern in meiner Nähe. Ich hob den Kopf — aus jeder Tür, aus jedem Fenster, ich glaube sogar von den Dächern herab schaute man mir zu. Nun wollte ich mich rasch mit einem großen Tuch bedecken, doch jemand hatte es weggenommen.

Ich fühlte mich wie neugeboren. Mein Körper war rein, jedenfalls sauberer als seit vielen Tagen, ebenso meine Kleidung. Was hätte ich dafür gegeben, mich nun auch in einem behaglichen weichen Bett ausstrecken zu können!

In einem der vielen Höfe erwischte ich Freund „Doktor“, wie er gerade versuchte, sich mit seinem Bündel umgesehen davonzuschleichen. Meine Frage nach Wengs Befinden beantwortete er mit bedauernden Gebärden, daß er mich nicht versiehe. Da packte ich ihn ohne weitere Umstände beim Arm und zog ihn in unser Zimmer.

Weng lag am Boden, blaß und anscheinend bewußtlos. Sein mit einer schmierigen Masse bedeckter Fuß sah scheußlich aus. Als ich ihn mir näher ansehen wollte, wurde der „Doktor“ lebhaft. Er zischte und spuckte und betrug sich wie eine wilde Katze, um das Werk seiner Hände vor meinem Eingreifen zu bewahren.

Weng öffnete dabei die Augen. Er starrte mich an und fragte schließlich, was es gäbe.

„Wie fühlst du dich, Weng?“

„Nicht gut, aber mein Fuß kein Schmerz.“

Am Abend war Weng auf den Beinen.

Er meinte, sein Fuß sei nun wieder in Ordnung. Da der Fuß ihm gehörte und nicht mir und er auch die Schmerzen zu tragen hatte, konnte ich ihn nicht gut einen Lünger schelten, doch wünschte ich lebhaft, bei der Pferdekur aufwesend gewesen zu sein. Ich hätte da gewiß etwas lernen können.

Das Zimmer, in dem wir schliefen, war nett eingerichtet und sauber. Reispapier erkochte die Fensterscheiben. Wenn jemand hineingucken wollte, was nicht selten vorkam, wurde das Papier einfach mit einem Finger durchbohrt. Einmal packte ich einen solchen Finger und hielt ihn eine Zeitlang fest, während der Eigentümer draußen quiekte. Weng lachte und trampelte, daß ihm vor Vergnügen beinahe die dicke Nase vom Fuß flog.

„Hineinbeißen“, schlug er vor.

Am Morgen waren die Schmerzen in alter Stärke zurückgekehrt. Ich hielt es für angebracht, die angeschwellene Jese zu öffnen. Weng sagte, er ließe mich gern alles tun, was ich für richtig hielt, wenn es ihm nur Erleichterung brachte.

„Zag dem Diener, er solle ein scharfes Messer bringen und es kochen.“

Trotz seiner Schmerzen mußte Weng lachen. „Warum kochen Messer, Kochen Eier und Huhn, aber Messer nicht gut gekocht.“

Wir erhielten eins, und ich ging mit dem Diener in die große Küche, wo immer min-

wie ich über meine Tat triumphierte und im geheimen versuchte, das Schreckliche in einem großartigen Bild festzuhalten, einem Bild, das ich natürlich verstaubt und verstaubt hätte, wenn die Polizei mich nicht so rasch aus meinem Kaufzustand gewickelt hätte!

Es fiel nicht schwer, zu beweisen, daß es um meine Verhältnisse immer sehr schlecht bestellt war. Ich glaube, sie fanden sogar heraus, daß ich einmal einen Streit mit Mutter Schizgell gehabt hätte!

Jedenfalls hatte mein Anwalt keine Aussicht auf Erfolg. Die Geschwornen erklärten mich für schuldig; sie hatten zur Beratung nur fünf Minuten gebraucht.

Meine Gefühle beim Verkünden des Todesurteils kann man sich leicht vorstellen. Ich kam in eine altmodische, gerodete altertümliche Zelle. Durch die Gitterstäbe konnte ich hinaus auf den verschlafenen kleinen Marktplatz sehen. Ich spähte gewöhnlich nach dem Sonnenschein aus, der auf die Pflastersteine fiel und überlegte, wie oft ich wohl die Sonne noch auf- und untergehen sehen würde.

Da, als ich eines Morgens wieder durch das Gitter der Zelle starrte, geschah etwas Wertwichtiges. Ich erblickte die Gestalt eines Mannes, der den kleinen Marktplatz überquerte. Er war ein Metzger. Ich kannte ihn vom Ansehen. Und plötzlich, als ich gerade ganz teilnahmslos seine Bewegungen verfolgte, drehte er sich um und blickte in meine Richtung. Das Gesicht! Das Gesicht! Und in der nächsten Sekunde erstand vor mir die Vision meines Schwälbes aus jener Wornnacht. Ich sah sie wieder, die alte Frau mit der durchschnittenen Kehle, und ich sah den Mörder, mit dem Messer in der Hand; diesmal aber war das Gesicht des Mannes mir nicht mehr unkenntlich. Hätte ich Papier und Kohle zur Hand gehabt, in wenigen Minuten hätte ich es gezeichnet gehabt.

Ich schickte einen Boten zu meinem Anwalt. Er kam sofort und ich berichtete ihm, was ich erleben erlebt hatte. Ob der Anwalt mir nun glauben oder nicht, jedenfalls stellte er gleich Nachforschungen an. Er ließ den Metzger Tag und Nacht überwachen. Da ertappte man ihn dabei, wie er Geld und verschiedene Wertgegen-

destens zehn Personen gleichzeitig tätig waren. Der Raum war voll Fliegen, auch liefen viele Käfen umher. Die Speisen wurden mit schmutzigen Händen durcheinander gerührt, auch im übrigen sah man Wasser zu Reinigungszwecken nicht allzu reichlich verwendet zu werden. Ich ließ mir einen Kessel geben und ließ das Wasser darin volle fünf Minuten kochen. Dann holte ich es mit einem Löffel heraus, fakte es am Griff und ging so ins Zimmer. Keinfreie Gaze und Verbandwatte waren leider nicht zu haben. Gerade als ich den Schnitt ausführte, kam der „Doktor“ ins Zimmer gehüpft. Ein böser Geist mußte ihn hergeschickt haben. Da er wie ein Irrenstücker zu schreien begann, beförderte ich ihn mit einem Tritt an die frische Luft und vollendete die Operation.

Wie die Menschen altern.

In dem eben erschienenen 5. Band seines Werkes „Das Leben des Menschen“, schreibt Dr. Fr. Kuhn: Der moderne Mensch altert nicht normal, indem alle seine Organe gleichmäßig dem Alter entsprechend eintrocknen, sondern einzelne durch die Lebensführung offenbar überlastete Organe altern den anderen weit voraus und führen, wenn sie ihrerseits die Todesgrenze erreicht haben, ohne Rücksicht auf die Lebensfrische der anderen zum frühzeitigen Tod des Gesamtorganismus.

Ein Bauer, der den Tag bei harter Arbeit, aber sonst geregelt und mäßigen Lebensweise in der freien Natur verbringt und seinen Körper wenig pflegt, sieht früh gealtert aus. Aber seine Organe in der ledrigen Hülle der Haut sind kerngesund. Er wird 70 und 80. Vom Großstädter, der sich zu kleiden und zu halten weiß, raucht und frisiert, pomadisiert und parfümiert, manikürt und die grauen Härchen auszapfen läßt, gilt das Wort: außen von Gesundheit strotzend, aber innen reif für den Spaten. Unter einer wohlgepflegten rosigen Haut klopft ein schon dreiviertel degeneriertes Herz, zwischen den scheinbar kräftigsten Muskeln laufen verkalkte Adern, in diesem vom Fett so fest umrandeten Bauch hängen zwei Nieren, deren Filtrierapparate einem fortschreitenden Verödungsprozeß anheimgefallen sind. Er gleicht dem Baum, der noch mit breiten Wipfel dasteht, grün, belaubt und fruchtbehangen, aber der nächste Sturm fällt ihn, denn im Innern ist er, ohne daß jemand das geringste ahnt, morsch und faul geworden. In den allermeisten Fällen altert als erstes das Kreislaufsystem Herz-Adern-Nieren.

Der Mensch gleicht dem Auto, in dem er fährt. Wie am Auto die Gummireifen, so sind in seiner Körpermaschine die Gummischläuche der Adern der schwächste Punkt der Konstruktion. Der Autofahrer führt einen Ertragsreifen mit sich, und wenn ein Reifen, worauf er vorbereitet ist, platzt, hält er den Wagen an und wechselt den Reifen aus. Der Mensch ist noch nicht so weit, einen Ertragsreifen mit sich führen zu können, auch kann die Menschenmaschine sich nicht den Luxus leisten, zum Reifenwechsel zu halten, sie muß laufen. Wenn sie nur einmal stille steht, wird sie aus dem Rennen genommen und von der Landstraße des Lebens heruntergehoben „auf den Aker“. Sie muß die Pflanz mit dem Leben bezapfen. Die überwiegende Mehrzahl der Menschen stirbt an vorzeitiger Alterung des Herzens, der Adern oder der Nieren. Im höheren Alter bedarf es nur einer geringen Mehrbelastung durch eine kleine, an sich harmlose Erkrankung, um die Katastrophe einer tödlichen Herzschwäche oder des Bruchs einer großen Körperader, einen Herzschlag oder einen Schlaganfall herbeizuführen.

Begegnung mit einem Wassertropfen.

Von Walter Galbert.

Ich stand auf meinem Balkon und lehnte mich hinaus, um die frische Luft zu genießen, die nach dem Regen besonders rein war. Allerlei Gedanken wimmelten in meinem Kopf durcheinander. Da fiel vom Dach ein Wassertropfen herunter und blieb an meinem linken Ohr hängen. Es kribbelte ein bißchen, und ich wollte gerade ärgerlich den Kopf schütteln, um den dreisten Tropfen wieder loszuwerden, als der Wassertropfen mit einem ganz feinen Stimmchen zu sprechen begann! „Lieber Mensch“, sagte er, „bitte, wirf mich nicht gleich wieder herunter; ich erzähle dir auch eine Geschichte!“

Ich bin nicht hochmütig und überheblich. Warum sollte ich mir nicht auch einmal von einem kleinen Wassertropfen etwas erzählen lassen? „Na schön“, sagte ich, „erzähle mir die Geschichte; ich höre zu. Aber du darfst mich nicht zu sehr kichern!“

„Du denkst sicherlich: Was soll mir der erbärmliche kleine Wassertropfen schon erzählen können?“ sagte das feine Stimmchen, „aber ich habe schon mancherlei erlebt und viel von der Welt gesehen. Ich bin älter als die ältesten Leute, älter als Adelsgeschlechter, auf deren Alter lombische Menschen sich etwas einbilden. Ich bin schon durch die Luft geegelt, bevor es Luftschiffe und Flugzeuge gab, und ich bin weite Strecken unter Wasser gereist, lange bevor die Menschen das Unterseeboot erfunden hatten. Ja, ich habe sogar vor Columbus Amerika entdeckt!“

„Da machst du mich aber neugierig“, sagte ich, „nun erzähle schon los!“

„Ich wurde geboren im Jahre 1111“, sagte der Wassertropfen. „In einer mächtigen Dampfvolke, die aus dem feurigflüssigen Innern der Erde durch den großen Krater des Bejub ausgestoßen wurde, befand ich mich mit unzähligen Brüdern. Die Dampfvolke wurde vom Wind aufs Mittelmeer hinausgeweht, in der Nacht abgeführt, und ich fiel als Regentropfen nieder ins Meer. Mehrere hundert Jahre plätscherte ich im Meer herum und spielte mit meinen unzähligen Brüdern. Was habe ich da alles gesehen! Große Fische und andere Meeresungeheuer, Menschen, die badeten und andere, die im Meer ertrunken waren. Brads von großen Schiffen, die der Sturm und die Wellen versenkt hatten. Ein Haifisch, der in der Kajüte eines großen Bracks wohnte, hat mir erzählt, daß die Menschen manchmal mit Gewalt Schiffe mit anderen Menschen versenken; Krieg sollen sie so etwas nennen. Das kann doch nicht wahr sein. Der Haifisch hat sicherlich gelogen, nicht wahr, lieber Mensch?“

Ich schämte mich vor dem kleinen Wassertropfen und tat so, als ob ich seine Frage nicht gehört hätte.

„Nach mehreren hundert Jahren“, erzählte er weiter, „warf mich eine große Welle aufs Land. Ich war plötzlich in Amerika, das damals allerdings noch nicht so hieß. Ich wollte mir das Land ansehen und ließ mich von der heißen Sonne bestrahlen, bis ich mich ganz leicht fühlte und in die Luft emporstieg. Zu einer Wolke, zusammen mit sehr netten anderen Wassertropfen, flog ich lange über dem neuen Lande umher, bis die Wolke an ein Gebirge stieß und ich als Wassertropfen wieder auf die Erde hinabfiel. Ich lebte längere Zeit in einem großen See und fuhr dann in einem Flug spazieren. Zufällig befand ich mich gerade in einem Becher Wasser, den Christoph Columbus nach einem anstrengenden Marsch trank. Ich

bin also sozusagen ein historischer Wassertropfen, der vor dem Rundfunkmikrophon interviewt werden könnte. Ich müßte übrigens lügen, wenn ich sagen sollte, daß es im Magen des Columbus sehr gemütlich war. . . . Amerika war mir nach der Ankunft der Europäer verleidet. Ich kam zum Glück wieder ins Meer zurück, wo ich mich über vierhundert Jahre aufhielt. Die Fische und Seeungeheuer waren immer noch dieselben, die Menschen auch, aber die Schiffe, die versanken, wurden immer größer. Als Fahrgast am Steuerruder eines Dampfschiffes kam ich durch die Straße von Gibraltar in das Meer meiner Jugend, das Mittelmeer, zurück. Vor einigen Tagen habe ich gehört, daß ein Mann das Mittelmeer trockenlegen will; ich bin sprachlos vor Empörung!“

Allmählich bekam ich auch wieder Sehnsucht nach dem Lande. Vor zehn Jahren ließ ich mich bei dem französischen Badeort Juan-le-Pins auf den Strand spülen und begann eine Tour durch Frankreich, an die ich sehr angenehme Erinnerungen habe. Ich habe die großen Städte kennengelernt, Paris, Lyon, Marseille, und habe sogar den Geburtsort der berühmten Jungfrau von Orleans besucht. Auch in französischen Weinen habe ich mich wiederholt aufgehallen; ich kenne zahlreiche Marken: Graves, Sauternes, Saint-Emission, Macon, Beaune, na, ich will dir den Mund nicht wässrig machen. Auch in Kaffee bin ich öfter einmal gewesen; ich muß sagen, daß der Kaffee in Frankreich meist stärker war als bei euch in Deutschland.

In einer Wolke reiste ich über den Rhein nach Deutschland, wo es mir auch sehr gut gefiel. In den verschiedensten Flüssen, Rhein, Mosel, Weiser, Elbe, habe ich schöne Tage verbracht. Bis ich eines Tages in den Müggelsee gelangte und nach kurzer Zeit durch ein dunkles Rohr in die Berliner Wasserleitung gelangt wurde. Ein Mann mit einer blauen Schürze zapfte mich aus dem Wasserhahn ab und füllte mich in eine dunkelgrüne Flasche, in der eine saure Flüssigkeit war. „Das wird eine gute Märgenweiche“, sagte der Mann und verschloß die Flasche. Monatlang, wenn nicht jahrelang, lag ich in der Flasche gefangen. Ich fürchte schon, ich würde lebenslanglich sitzen müssen. Doch eines Tages wurde ich aus der Flasche in ein großes Glas gegossen und von einem Mann mit großem Schnurrbart getrunken. In seinem Magen lag alles durcheinander, und ich bekam es mit der Angst zu tun. Aber die Kohlenäure, die sich in der Flasche gebildet hatte, stieg wieder aus dem Magen heraus, und eine Kohlenäureblase war so freundlich, mit mirzunehmen. Ich entfloß zum Fenster hinaus und hoffte, recht weit fort zu kommen, aber ich fiel als Regentropfen auf das Dach meines Hauses. Vom Dach bin ich auf dein Ohr gefallen, und wenn du mich jetzt abschüttelst, komme ich in ein schmutziges Abflusrohr. Lieber Mensch, kannst du mir nicht für die Geschichte, die ich dir erzählt habe und die du als Schriftsteller sicherlich gut brauchen kannst, einen Gefallen tun?“

„Na, welchen denn?“ fragte ich. „Wenn es nicht gerade Geld kostet. . .“

„Lieber Mensch, ich möchte gern wieder ins Meer zurück. Die Nordsee ist ja wohl am nächsten? Kannst du mir nicht dazu verhelfen?“

Ich versprach es dem Wassertropfen, tat ihn in ein kleines Fläschchen und schüttelte ihn in die Spree. Die Spree fließt in die Havel, die Havel in die Elbe und die Elbe in die Nordsee. Ich denke, der Wunsch des Wasser-

tropfens wird erfüllt werden. Ich bitte alle Leser, die ihn begegnen sollten, ihn auf seiner Fahrt nach der Nordsee nicht anzuhalten.

Gebel der Kapitalisten.

Großer Gott! Du läßt die Blümlein wachsen auf der Heide, die Tierlein springen im Walde und die Heimmehr marschieren nach Wien, warum läßt du uns zugrunde gehen wie die Abrüstungskonferenz, warum läßt du uns verdorren wie die Kaiserliche Volkspartei? Alles hast du uns genommen; was uns teurer war, ist uns teurer gekommen.

Die Kreditanstalt hast du vernichtet in deinem Zorne, die Donaubank hast du entmannt, daß sie für ewig schlief ihre Schaller, die Bata-Schuh haben keinen Absatz, die Junkerfluggenossen können sich nicht mehr erheben. Du hast ausgeblasen das Licht des Zündholzes bis ins tausendste Kartellglied, du hast uns verdurstet und vertröstet, du hast selbst geschleift das Fort des Nord am laufenden Band, du hast den Vorsig in eine Niederlage verwandelt. Du hast uns entthront und den Falles gekrönt.

In sechs Tagen hast du die Welt erschaffen, Menschen und Tiere und Vaudirektoren. Sechs Tage hast du gearbeitet an dieser Welt und in zwei Tagen ist sie insolvent.

Warum, o Gott, gerührst du diese gottgewollte Gesellschaftsordnung? Warum bedrohst du uns mit einer modernen Zinfut? Haben wir nicht alles getan, diese Welt zu erhalten? Haben wir nicht die Löhne gedrückt bis unter den Selbstkostenpreis, haben wir nicht in diese Wirtschaft eine Teufel-Verdichtung gebracht? Haben wir nicht Anleiheverhandlungen gepflogen bis in die späte Nacht?

Großer Gott, es kann dein Wille nicht sein, daß unsere Welt untergehe. Es hat immer Reize und Arme gegeben. Bewahre uns vor dem Uebel des Sozialismus und sende uns den Moses, der uns trodenen Fußes durch das rote Meer führe. Amen! K a r o.

Kurioses aus der Zeit.

Unter anderem:

beschloß der amerikanische Senat im Falle künftiger Kriege Kriegsgewinnler dadurch unmöglich zu machen, daß man 95 Prozent des Einkommens — soweit es den Gewinn der letzten drei Friedensjahre übersteigt — wegheuert;

blieb die einzige Nation, die bisher dem Notenaubrüstungsprogramm bedingungslos zugestimmt hat, die — Schweiz;

gestand Hans Albers, daß er jährlich ungefähr 100.000 Briefe erhält und 16.000 seiner Bilder in die Welt verschicken muß;

saß in Verona ein Maffaroni-Wetteßer, dessen Konkurrenten mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen je ein Pfund Maffaroni vertilgen mußten. Sieger wurde ein Lehrling mit 14 Minuten;

führte die Londoner Eisenbahndirektion als Überüberraschung Feiertagsfahrten ein, bei denen der Fahrpreis erst kurz vor der Abfahrt sein Restgehalt erfährt;

macht sich in Wien ein Verein auf, dessen Mitglieder sich verpflichten müssen, täglich einen Schnapsen zu bekommen — was der Gesundheit dienlich sein soll;

wurde gegen den österreichischen Diktator, den Fürsten Starckenberg, der Konkurs beantragt, wobei sich herausstellte, daß sein und der Heimgewehr-Hauptgläubiger der Geldverleiher Sohn ist.

Weiteres.

Kindlicher Standpunkt. Vater: „Ich schlage dich nur, weil ich dich lieb habe und dein Bestes will.“ Junge: „Ich wollt, ich wäre schon so groß, daß ich deine Liebe mit meiner Liebe vergelten könnte!“

Auch ein Grund. Alte Dame: „Aber, mein Kind, warum weinst du denn?“ Kind: „Weil ich drei Wochen die Masern hatte und nicht zur Schule gehen konnte.“ Alte Dame: „Na, tröste dich, du bekommst sie dafür im ganzen Leben nicht wieder!“ Kind: „Au, deswegen wein ich doch gerade.“

Voshast. Sie: „Männer, denkst du an mich?“ Er: „Einschuldige, hab ich gelacht?“

Bekümmert nicht. Erster Gast: „Denken Sie, da ist kürzlich einer an einem Beefsteak erstickt beim Essen.“ Zweiter Gast: „Aber in diesem Lokal bestimmt nicht.“

Deshalb. „Meine Frau schwärmt für Roggkorn.“ — „Wie meine! Die lacht auch nicht gerne.“

Unter Rauchern. Zwei Geschäftsleute sitzen in einem Restaurant. „Hast du eine Zigarre?“ — „Nein. Hast du eine Zigarre?“ — „Nein, ich habe auch keine.“ — „Also, müssen wir jeder unsere eigene Zigarre rauchen.“

Dünger. In der Religionsstunde erklärt der Lehrer, daß zu allen Dingen der Segen Gottes gehöre. „Wenn ich den Acker bestellt, das Korn gesät habe, die Sonne scheint und es kommt auch genug Regen, was gehört dann noch dazu, damit ich gute Früchte ernte?“ — „Dünger, Herr Lehrer.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schwarzsch. Zwettling Nr. 65 bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anicagen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 80.

Von Gen. Josef Hiecke, Markersdorf.
Schwarz: Kc6; Sf2, g3; Ba4 (4).



Weiß: Kd4; Dh1; Td8; Ld6; Se8, h4; Bb5, c6, d7 (9).
Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Schwarzsch, Zwettling, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 77: B14-15!

Weiter besteht in Tc8-d8? eine Nebenlösung, welche die sonst leichte Aufgabe wertlos macht.

Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robert Franz, Wilhelm Rudolf, Edmund Ferdinand, alle aus Klottau; Kreibitz Franz, Gschöbern; Hoyer Otto, Saaz; Benfeld Eduard, Schönbau; Münnich Heinrich, Jitschau; Gottfried Hans und Heißel Hans, Hofelshaus; Wenzel Rudolf, Arnsdorf bei Galda; Zinnbier Emil, Teplitz; Wenzel Wilhelm, Arnsdorf bei Teplitz; Müllner Josef, Jitschau; Jettner Hermann, Arnsdorf; Witzschek Heinrich, Arnsdorf;

Trüffel Gustav und Luit Heißel, Witterschan, Albert Rudolf, Pöschelitz; Zeitwacher Arthur, Zwettling; Duna Josef, Zwettling. — Nachtrag zu Nr. 76: Witzschek Heinrich, Arnsdorf.

Sechsenpiele 2. Bezirk, V. Kreis. In der 2. Runde spielte am 31. März Gidwald gegen Witterschan 1. Ergebnis: 5-5 für Witterschan; am selben Tage gewann Judmantel gegen Witterschan II mit 6½-1½ Punkten. Stand nach der 2. Runde: 1. Witterschan I 2 Siege, 10½ Punkte, 2 Spiele. 2. Judmantel 1 Sieg, 9 Punkte, 2 Spiele. 3. Turn 1 Sieg, 5 Punkte, 1 Spiel. 4. Witterschan II 0 Sieg, 1½ Punkte, 2 Spiele. 5. Gidwald 0 Sieg, 3 Punkte, 1 Spiel.

Partie Nr. 8 (Sizilianisch).

Gespielt am 13. März 1932 in Sobrusan am den Bezirksmeister.

Webersinke Anton (Sobrusan),
Hyna Franz (Hosstomitz).

1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 Sg8-f6
3. Sb1-c3 d7-d5

3. e5 dürfte aussichtsreicher sein, in Betracht käme Sd5, dann ist 4. Sc3 richtiger am Platze, da Sc3 mit d:c nebst Lf4, Le4, Dd2, 0-0-0 beantwortet wird, womit Weiß sehr starkes Figurenspiel erhält.

4. e4-d5 Sf6-d5
5. Sc3-d5

Der einfachere Weg, auf den Patenzug 5. e5 folgt 8:c3, 6. b:c De7! etwas sicherer als Dd5 hält dem Angriff von Weiß 7. Lb5:8d7, 8. De2 besser stand.

5. . . . Dd8-d5
6. b2-b3 Le8-g4
7. Le1-b2 Sd8-d7
8. Lf1-e2 e7-e6

Also Weiß will kurz rochieren, auf das hin legt sich Schwarz schon einen Angriff zurecht, der ev. unter Figurenopfer vom Stapel laufen soll, was ihm auch im 10. Zuge gelingt.

9. 0-0 h7-h5
10. b2-b3 Lf8-e7!

Ob das korrekt ist, wenn 11. Lg7 schlägt, das läßt sich schwer beweisen, leichter ist es wenn 11. h:g4 geschieht, z. B. h5:g4, 12. L:g7 Th7 13. Se1 Dh5 14. f4 Dh2? 15. Kf2 Dx4 16. Sf3 T:g7 und falls 13. Se5 8:e5 14. Lb5? Kd8 15. e4 Sf3? oder 15. L:e5 D:e5 16. f4 Dd4? und Schwarz gewinnt einen Turm. Die einzige Verteidigung bildet noch 13. g3, aber auch dann ist größte Aufmerksamkeit erforderlich.

11. Sf3-e1 Lg4-e2
12. Dd1-e2 Th8-h7
13. e2-e4 Dd5-d6
14. Ta1-d1

um endlich d4 durchzusetzen.
14. . . . g7-g5
15. d2-d4 g5-g4!
16. d4-c5 Dd6-c6

c5 nehmen kostet eine Figur.
17. h3:g4 h5:g4
18. De2:g4 0-0-0
19. Dg4-f3 Dc6-c7
20. g2-g3 Td8-g8
21. c5-c6 h7-h6
22. Se1-g2 Tg8-g5
23. Tf1-e1 Tg5-h5
24. Kgl-f1 Th5-f5
25. Df3-g4 Th7-h5

Droht T hg5, diese Turmzüge wirken stark.
26. Td1-d3 Le7-c5
Td3-f3; Dc7-a5

Bedeutet Rückeroberung des Bauern.
28. Tf3-f5 Th5-f5
29. Sg2-e3 Le5-e8
30. Te1-e3 Dd5-a2
31. Dg4-d4 Dd1-f1
32. Te3-e1 Dd1-c2
33. Te1-a1

Allerdings ist es schwer, einen guten Weg zu finden, da Te1-d1 an Tf1? scheitert, anderseits der Bb5 verloren geht, zieht er auf b4, dann e6-e5 folgt.

33. . . . e6-e5
34. Dd4-h8? Ke8-b7
35. Dh8-h1? Kb7-b6

Auf 35. f4 führt e6-e5! nach Dd3? zum Siege.

36. Ta1-a6 Kb6-a6
37. Dh1-e1?

Nützt nichts mehr, Sd7 ist der treue Hüter des Königs, Iab2 im weißen Lager spielte eine klägliche Rolle in dieser Angriffspartie. (Anmerkungen von Franz Hyna.)